

DAS THEMA: MARCUS BOSCHS ABSCHIED VON AACHEN

„Das Publikum hier liebt eher das Kulinarische“

Der scheidende Generalmusikdirektor über seine „fantastische Zeit“, Kultur als Hofnarr der Gesellschaft und die Suche nach dem perfekten Klang

Aachen. Wagners „Tristan und Isolde“, das letzte Sinfoniekonzert mit Mahlers monumentaler 8. Sinfonie an drei Abenden hintereinander im rappelvollen Eurogress (Kritik siehe unten): Die letzten Wochen als Aachener Generalmusikdirektor fordern noch einmal vollen Einsatz von Marcus Bosch. Nach zehn Jahren verlässt er zum Ende der Spielzeit die Stadt und wechselt ganz ans Staatstheater Nürnberg. Höchste Zeit also, Bilanz zu ziehen mit dem 42-jährigen Dirigenten: beim Abschiedsbesuch in der Redaktion unserer Zeitung, im Gespräch mit den Redakteuren Bernd Mathieu, Bernd Büttgens, Eckhard Hoog und Hermann-Josef Delonge.

Herr Bosch, wie ist es um Ihre Gemütslage bestellt? Herrscht die Freude über den kompletten Wechsel nach Nürnberg vor oder die Wehmut über den endgültigen Abschied von Aachen?

Bosch: Das ist an jedem Tag anders. Obwohl der Fokus in der Planung jetzt doch eher auf Nürnberg gerichtet ist. Ich freue mich wirklich unbändig auf die neue Aufgabe. Ich glaube, nach zehn Jahren in Aachen habe ich den Kreis dessen, was hier zu leisten war und was auch die Stadt leisten konnte, abgeschlossen.

Wenn Sie zurückdenken an Ihren Start in Aachen: Wie groß waren Ihre Erwartungen damals? Und wie schnell sind die enttäuscht worden?

Bosch: Wenn ich jetzt darauf blicke, was ich in Aachen erreichen konnte, waren meine Erwartungen am Anfang sehr viel geringer. Direkt nach meinem Start gab es Diskussionen in der Stadt, das Orchester zu verkleinern. Man muss sich das noch einmal in Erinnerung rufen: Es kamen damals ja nicht mehr als 400 bis 500 Menschen in die Sinfoniekonzerte. Der Konzertsaal war quasi leerespielt. Ich kann mich noch gut an die erste Frage in meinem ersten Interview mit Ihrer Zeitung erinnern: Warum glauben Sie, dass Sie es hier in Aachen schaffen? Ich wollte mich von dieser anfänglichen Verzagttheit und Mutlosigkeit nie berühren lassen. Ich glaube, das ist mir gelungen.

Die Zuhörerzahlen haben sich in Ihrer Zeit in Aachen vervierfacht. Wie ist Ihnen das gelungen?

Bosch: Diese Steigerung gab es so nur im Konzert. In der Oper ist uns das leider nicht gelungen. Ich habe da kein Patentrezept. Wenn es eins gäbe, würden es alle anwenden. Ganz klar ist aber: Ohne Qualität funktioniert nichts, dieses Kriterium steht ganz oben. Und dann muss man das Glück haben, die richtigen Partner für neue Projekte und Ideen zu finden. Dieses Glück habe ich bei den Konzerten gehabt: mit dem ALRV, mit Christian Mourad bei den Kurpark Classix oder auch mit dem Eurogress etwa bei Gold & Silber oder dem Neujahrskonzert. Ohne diese Partner stünden wir heute ganz anders da. Ich glaube, dass es mir insgesamt gelungen ist, dem Publikum in Aachen als jemand entgegenzutreten, dem es glauben kann, der für das steht, was er sagt. So konnte ich die tiefe Entfremdung, die vorher hier geherrscht hat, überwinden.

Stichwort Qualität. Wie war das möglich, die so zu steigern? Das Orchester haben Sie ja nicht ausgewechselt.

Bosch: Ich habe das Orchester auch bei meinem Amtsantritt nicht als schlecht erlebt. Es hat sich diese Qualität über die Jahre in hohem Maße bewahrt und sich sehr gut selbst organisiert. Das Potenzial war immer gut, aber es war einfach nicht ausgereizt.

Muss man als Dirigent ein Orchester erobern?

Bosch: Und wie!

Wann haben Sie gemerkt, dass Ihnen das in Aachen gelungen ist?

Bosch: Kann ich nicht so einfach beantworten. Ich halte es da mit Sepp Herberger: Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Wenn Sie ein tolles Konzert haben, kann die nächste Probe schon wieder voll in die Hose gehen. Das hängt auch von



Frenetisch gefeiert: Marcus Boschs letztes Sinfoniekonzert mit Orchester, Solisten, zwölf Chören und Mahlers 8. Sinfonie.

Foto: Andreas Schmitter

Stimmungen ab. Tatsächlich ist es ja so: Der Dirigent hat ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber der großen Orchestergruppe, der einzelne Orchestermusiker gegenüber dem Dirigenten. Aus dieser Spannung können Konflikte entstehen. Die gab es in meiner Zeit hier in Aachen natürlich auch. Da gab es zum Beispiel Kollegen, die gesagt haben: „Mir gefällt das nicht, wie Sie Bach, Mozart machen.“

Sind Sie eher ein autoritärer Dirigent, oder lassen Sie sich auch auf Diskussionen ein?

Bosch: Der Blickwinkel darauf ist verschieden: Je besser ein Musiker ist, desto eher wird er mich als kommunikativ empfinden – und umgekehrt. Mein Ziel ist es eigentlich immer, „primus inter pares“ zu sein. Man muss als Dirigent aber klar eine Richtung vorgeben. Ganz ohne Autorität funktioniert es in diesem System nicht. Ich zähle mich aber zu einer neuen Generation von Dirigenten, die den Beruf anders begreifen, schon allein, weil sie etwa die Beschäftigung mit neuen Formaten und neuen Wegen der Vermittlung als ganz wesentlichen Teil des Berufs sehen. Die Zeiten des Elfenbeinturms

sind endgültig und zum Glück vorbei. Bedenklich finde ich es aber schon, dass wir zum Teil das Wasser selbst erzeugen müssen, in dem wir schwimmen.

Was meinen Sie damit?

Bosch: Ein Musiker will ja in erster Linie gute Musik machen und dadurch sein Publikum gewinnen. Das Erfinden neuer Formate gehört nicht unbedingt zu seinen originären Aufgaben. Wir müssen aber zum Beispiel verlorene Bildung ersetzen. Wir machen – nicht nur – Kinderkonzerte, die so modernisiert sind, dass sie an die Musik heranzuführen. Publikum schaffen, Neugier wecken, Bildung ersetzen: Das war früher so nicht nötig.

Sie können ja jetzt vergleichen: Ist das

in Nürnberg anders?

Bosch: Es ist schwierig, einen Vergleich zu ziehen. In Nürnberg ist die Oper aber auf jeden Fall ein gesellschaftliches Ereignis. Viel stärker als in Aachen. Es gibt dort eine andere, stärkere Tradition des Mäzenatentums. Das Publikum ist Regieexperimenten eher aufgeschlossen. In Aachen liebt das Publikum eher das Kulinarische, das Sinnliche. Und es sollte immer ein bisschen lustig sein (*schmunzelt*).

Dabei wäre es doch ein Leichtes, diese Erwartung zu bedienen.

Bosch: Dann stellt sich allerdings die Frage, was man als Theatermensch von sich selbst verrät. In Aachen bemüht man sich aber, auch die Erwartungen des Publikums zu erfüllen.

Stichwort Mäzenatentum. Es ist nicht gelungen, in Aachen ein Haus für Musik zu bauen, in dem das Orchester einen angemessenen Konzertsaal gefunden hätte. Wie groß ist die Chance, die die Stadt verpasst hat?

Bosch: Riesig. Letztlich hat es die Initiative hinter dem Projekt

nicht geschafft, genug Menschen mitzunehmen. Das aber ist Grundbedingung in Aachen. Und dann stand das Projekt Bauhaus Europa im Raum und wurde dagegen ausgespielt. Diesen Gegensatz habe ich aber nie so empfunden. Ich hätte mir gewünscht, dass in Aachen ein architektonisch anspruchsvolles Museum von Rang und ein Haus für Musik Platz gefunden hätten. Das hätte der Stadt als Oberzentrum gut zu Gesicht gestanden. Ein vollkommen überdimensioniertes Stadion ist dann allerdings gebaut worden. Ich kann auch bis heute nicht verstehen, warum es damals nicht gelungen ist, das Haus für Musik mit der Euregionale zu verbinden. Das Argument, das Konzerthaus habe keine überregionale Ausstrahlung, erschließt sich mir bis heute nicht. Vor allem, wenn man sieht, was bei der Euregionale letztlich herausgekommen ist.

Ihre Arbeit hier war ja immer begleitet von Diskussionen über Etats und Kürzungen. Wie ist es, in dieser Atmosphäre kreativ tätig zu sein?

Bosch: Letztlich zeigt sich doch immer wieder, dass die Kultur Hofnarr der Gesellschaft ist. Das ist bitter. Noch bitterer ist es allerdings zu erfahren, dass nach Tarifierhö-

lungen immer die Forderung kommt, das Theater solle diese – im Gegensatz zu allen anderen städtischen Einrichtungen – selbst übernehmen, obwohl die Kämmerei wissen sollte, dass dies nicht möglich ist. Für die Menschen, die auf der Bühne stehen, ist das extrem erniedrigend. Umso mehr geht mir der Hut hoch, wenn über Subventionen für das Theater gestritten wird, der Einsatz von Hundertschaften an Polizei vor den Fußballstadien aber völlig selbstverständlich bezahlt wird, oder die Stadt für den Tivoli einspringt. Und das sage ich als eingefleischter Fußballfan!

Rein rechnerisch sind die Pro-Kopf-Subventionen für das Theater höher als für den Tivoli. Berechtigt?

Bosch: Es geht doch nicht darum, das gegeneinander auszuspielen. Ich fordere eine faire Betrachtung ein. Es kann doch nicht sein, dass ich heute erklären muss, warum Kultur und damit Bildung wichtig ist. Vor 20 Jahren wäre das nicht notwendig gewesen.

Wenn Sie in ein paar Jahren an Aachen zurückdenken: Was wird Ihnen dann in den Sinn kommen?

Bosch: Dass ich hier zehn Jahre lang eine richtig fantastische Zeit hatte. Es war meine erste große Chefstelle; ich habe mit einem Orchester gearbeitet, das sich beständig und eigentlich bis zum letzten Tag entwickelt hat. Die Geburt zweier unserer Kinder fiel in diese Zeit. Und ich hatte immer das Gefühl, dass die Beziehung zum Publikum ganz besonders intensiv und fast einzigartig eng war. Das werde ich nie vergessen.

Wie haben Sie sich selbst in dieser Zeit verändert?

Bosch: Ich glaube, das müssen Außenstehende beurteilen. Ich reagiere leider immer noch sehr emotional auf Ihre Zeitungskritiker (*lacht*). Meine Frau sagt, ein bisschen mehr Gelassenheit wäre gut. Ich bin im Umgang mit dem Orchester mit Sicherheit konzilianter geworden. Was sich nicht verändert hat, es geht mir immer um die Musik, um die Suche nach dem perfekten Klang. Und da muss ich dem Orchester ein großes Kompliment machen.

Sind Sie Perfektionist?

Bosch: Absolut.

Dann muss es viele frustrierende Erlebnisse für Sie geben.

Bosch: Warum? Perfektion bedeutet an dieser Stelle für mich: Ich habe alles versucht. Enttäuschung ja, aber Frust bringt nichts.

Gibt es das: den perfekten Klang?

Bosch: Ja, für Sekunden. Dass allerdings wirklich alles stimmt, gibt es aber ganz selten. Ein Antrieb mehr, es immer wieder neu zu versuchen.

Standing Ovations, Blumen, Umarmungen

Mit großer Besetzung: Marcus Boschs letztes Sinfoniekonzert. Mahlers Achte beweist ihre Tücken.

VON PEDRO OBIERA

Aachen. Dass das Aachener Publikum seinen Generalmusikdirektor schätzt, ist bekannt. Wie sehr, davon konnte und kann man sich jetzt beim festlichen Abschied Marcus Boschs vom Konzertpodium noch einmal überzeugen. Drei ausverkaufte Abende mit Zusatzbegeisterung – der letzte in der Reihe heute um 20 Uhr – unterstreichen das Vertrauen, das man in die Leistung des neuen Nürnberger Musikchefs setzt. Es gab Standing Ovations, Blumen und Umarmungen ohne Ende.

Zu seinem Abschied vervollständigte Bosch mit der problematischen 8. Sinfonie nicht nur seinen nicht unumstrittenen Mahler-Zyklus: Mit der Einladung von zahlreichen Chören der Region, das Werk mit 350 Kehlen aufzuführen und damit den Beinamen „Sinfonie der Tausend“ fast wörtlich zu nehmen, unterstreicht er seine Verbundenheit mit dem Aachener Land.

In den ersten 20 Minuten wurde

es ein Schulterschluss im Dauer-Fortissimo, der nicht nur die Statik des Eurogress' unter Druck setzte. Der Pfingst-Hymnus „Veni, creator spiritus“, eine krachende Orgie unter Starkstrom, ist Mahlers plakativster sinfonischer Erguss. Akustisch lernt er sich live kaum bändigen. Das verstärkte Aachener Sinfonieorchester, zwischen Chormassen und den aus voller Brust tönenden Solisten sitzend, konnte sich kaum durchsetzen, erst recht nicht der dünne Orgel-Ersatz.

CD-Mitschnitt in limitierter Auflage

Von Marcus Boschs Abschiedskonzert mit Mahlers 8. Sinfonie erscheint im Juli ein CD-Mitschnitt in limitierter Auflage. Der gesamte Erlös geht an das Projekt „Jedem Kind seine Stimme“.

Vorbestellungen sind ab sofort an der Theaterkasse (☎ 0241/4784-244) möglich.

Statt dessen gaben die begeisterten Sänger alles, was ihre Lungen hergaben. Differenzierungen welcher Art auch immer dürfen da nicht erwartet werden.

Wesentlich kultivierter geht es im zweiten, ausführlicheren Teil mit der Schlusszene aus Goethes „Faust“ zu. Die atmosphärisch starke, geheimnisvolle Instrumentaleinleitung musizierte die Sinfoniker mit Hintergründigkeit und Delikatesse. Der wesentlich kleiner dimensionierte Chorpate ließ eine gestaltende Hand erkennen. Die Solisten lösten ihre Aufgabe zufriedenstellend, auch wenn die, zugegeben, extrem exponierten Passagen in den hohen Lagen nicht immer mühelos erklangen und von einem geschlossenen Ensemble nur bedingt geredet werden kann.

Was stimmliche Qualität und Textdeutung angeht, führt Bariton Hrólfur Saemundsson als Pater Ecstasticus die Männerriege an. Bassist Woong-jo Choi erfüllt den Pater Profundus zwar mit beeindruckendem Volumen, gestaltet aber zu einförmig. Scott MacAllister als

Doctor Marianus, an sich ein Heldentenor von gutem Ruf, greift den Aufbruch „Blicket auf zum Retterblick“ leider nur mit halbem Schwung auf. Die Sopranistin Claudia Iten ist in den hohen Lagen extrem gefordert, was vor allem dem Eingangs-Hymnus nicht zu mehr vokaler Schönheit verhilft. Katharina Hagopian und, von der Empore singend, Irina Popova (Sopran) sowie Sanja Radisic und Daniela Denschlag in den tieferen Registern zählen zu den Pluspunkten der Aufführung, die vor allem durch ihre solidarische Geste beeindruckte.

Entsprechend frenetisch und dankbar fiel der Beifall des Publikums aus, in den auch die Chöre einstimmten: Opernchor, Sinfonischer Chor, Kinder- und Jugendchor des Theaters, Aachener Kammerchor, Aachener Bachverein, Cappella Aquensis, Carmina Mundi, der Junge Chor, Madrigalchor Aachen, Eupener Knabenchor, Heinrich-Schütz-Chor Aachen und schließlich der Rundfunkchor Riga.